

FRANCESCA MELANDRI

EVA SCHLÄFT

FRANCESCA MELANDRI

EVA SCHLÄFT

Roman

Aus dem Italienischen von Bruno Genzler

Karl Blessing Verlag

Originaltitel: *Eva dorme*
Originalverlag: Mondadori, Mailand



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete
FSC®-zertifizierte Papier *Munken Premium*
liefert Arctic Paper Munkedals AB, Schweden.

1. Auflage
Copyright © 2011
by Karl Blessing Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Copyright 2010 Francesca Melandri
Umschlaggestaltung: Hauptmann und Kompanie Werbeagentur, Zürich
Layout und Herstellung: Ursula Maenner
Satz: Leingärtner, Nabburg
Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pöbneck
Printed in Germany
ISBN 978-3-89667-435-7

www.blessing-verlag.de

*Meinen lustigen gemischtsprachigen Kindern
und zwei sehr liebevollen Vätern,
ihrem und meinem.*

Der vorliegende Roman ist der Fantasie entsprungen.

In der erzählerischen Perspektive haben sich die darin vorkommenden historischen Ereignisse und Persönlichkeiten verändert. Darüber hinaus ist jede Ähnlichkeit mit nicht fiktiven Personen oder Fakten als rein zufällig zu betrachten.

Eines Abends, als die Bauern in der Stube wieder einmal die alten Verratsgeschichten wiederkäuten, machte der alte Sonner dem Gemurre ein Ende, indem er sagte:

»Alles papperlapapp. Dass wir den Krieg gewonnen haben, weiß jedes Kind. Aber dass wir gleich ganz Italien bekommen würden, das hätte ich mir nicht gedacht.«

CLAUS GATTERER, *Schöne Welt, böse Leut. Kindheit in Südtirol.*

»Na so was, die da oben sind ja alle Deutsche!«

MARIANO RUMOR, nachdem ihm 1968 ein Ferienaufenthalt im Pustertal die Existenz einer anderssprachigen Minderheit auf dem Territorium jenes Landes vor Augen geführt hatte, dessen Ministerpräsident er war.

»Ihr seid Italiener, die von Deutschen regiert werden?
Ihr Glücklichen!«

INDRO MONTANELLI

Nennt die Welt, wenn ihr wollt, »das Tal der Seelenbildung«,
dann werdet ihr auch den Sinn der Welt erkennen ...

JOHN KEATS, in einem Brief an George und Georgiana Keats, April 1819

Lass Eva (im Schlummer ließ ich ihr die Augen schließen)
Hier unten ruh'n, indessen Du hier wachst.

JOHN MILTON, *Das verlorene Paradies*, 11. Gesang

Das Päckchen war in braunes Packpapier eingeschlagen und mit einer dünnen Kordel verschnürt. Empfänger und Absender waren in einer ordentlichen Handschrift geschrieben, die Gerda auf Anhieb wiedererkannte.

»*I nimms net*«, sagte sie an Udo, den Postboten, gewandt. Das nehme ich nicht an.

»Aber es ist doch für Eva ...«

»Ich bin ihre Mutter und weiß, dass sie es nicht haben will.«

Ob sie sich da wirklich sicher sei, wollte der Postbote sie fragen. Doch sie richtete den Blick ihrer hellblauen, länglichen Augen auf ihn und schaute ihn reglos an. Da schwieg er. Stattdessen zog er einen Stift aus der Brusttasche und holte ein Formular aus seiner Ledertasche hervor. Ohne sie anzusehen, reichte er ihr beides.

»Dann unterschreib hier.«

Gerda tat es und fragte dann, mit einem Mal fast zärtlich besorgt:

»Was geschieht denn jetzt mit diesem Päckchen?«

»Ich nehme es wieder mit zum Postamt und gebe an, dass du es nicht haben wolltest ...«

»Dass Eva es nicht haben wollte.«

»... und dann schicken sie es zurück.«

Udo verstaute das Päckchen wieder in der Ledertasche, faltete das Formular zusammen und sortierte es zwischen anderen Blättern ein. Dann steckte er den Stift in die Brusttasche zurück, prüfte, ob sie auch richtig zu war, und machte Anstalten zu gehen. Sein Oberkörper begann bereits, sich Richtung Straße zu

wenden, und seine Füße würden ihm im nächsten Augenblick folgen, als ihm noch einmal Bedenken kamen.

»Wo ist Eva eigentlich?«, fragte er.

»Eva schläft.«

Und so reiste das braune Päckchen den ganzen weiten Weg, den es bis zu ihnen genommen hatte, wieder zurück:

zweitausendsiebenhundertvierundneunzig Kilometer insgesamt, einmal hin und einmal her.

Hätte man Gerdas Vater Hermann gefragt, ob er je erfahren habe, was Liebe ist (aber niemand tat das, am allerwenigsten seine Frau Johanna), wäre ihm das Bild seiner Mutter in den Sinn gekommen, wie sie in der Stalltür stand und ihm den Eimer mit der lauwarmen Milch vom ersten Melken am Morgen reichte. Mit dem Gesicht war er in die süße Flüssigkeit eingetaucht, aus der er mit einem Schnurrbart aus Schaum wieder hervorkam, und hatte sich dann auf den Weg zur Schule gemacht, ein einstündiger Marsch, den er täglich auf sich nehmen musste. Erst nachdem er schon ein ganzes Stück gelaufen war, wischte er sich mit dem Handrücken die Oberlippe sauber, etwa dann, wenn sein Klassenkamerad Sepp Schwingshackl zu ihm stieß, oder sogar noch weiter unten, wenn Paul Staggl sich dazugesellte, der ärmste Junge der ganzen Schule, von einem Hof, der nicht nur am Steilhang lag, sondern auch noch nach Norden ausgerichtet war und im Winter keinen Sonnenstrahl sah.

Oder wenn er länger darüber nachgedacht hätte (aber das tat er nie, sein ganzes Leben lang nicht, bis auf ein einziges Mal, kurz bevor er starb), wäre ihm die Hand seiner Mutter eingefallen, jugendlich frisch und doch schon rau wie altes Holz, in einer Geste bedingungsloser Zuwendung um seine kindliche Wange gekrümmt. Später, als seine Tochter Gerda zur Welt kam, hatte Hermann die Liebe schon seit einer ganzen Weile verloren. Womöglich unterwegs, so wie das Heu in seinem Traum.

Zum ersten Mal hatte er diesen Traum als Kind, doch er träumte ihn immer wieder, sein Leben lang: Seine Mutter breite-

te ein großes weißes Tuch auf der Wiese aus, häufte frisch gemähtes Heu darauf und band es zu, indem sie die vier Ecken zusammenführte und miteinander verknötete. Dann lud sie ihm das Bündel auf die Schultern, damit er es zum Heuschober trug. Es war eine gewaltige Last, aber das machte ihm nichts aus, seine Mutter hatte sie ihm aufgeladen, also war es eine gute Last. Schwankend richtete er sich auf und schritt, einer monströsen Blume ähnlich, über die gemähte Wiese. Seine Mutter sah ihm nach mit ihren hellblauen, länglich geschnittenen Augen – Augen, wie sie Hermann und später seine Tochter Gerda hatten, und schließlich auch deren Tochter Eva, Augen, die sanft waren und gleichzeitig streng wie auf gotischen Heiligenbildern. Doch ein anderer Hermann, unsichtbar und alterslos, der den jungen Hermann beobachtete, wurde bestürzt gewahr, dass die Zipfel des Tuches schlecht verknötetet waren und dass das Heu hinter ihm zu Boden fiel: Zunächst flogen nur einzelne Halme davon, dann ganze Büschel, mehr und mehr. Nun konnte der Hermann, der das alles mit ansah und das Malheur erkannte, den Hermann im Traum aber nicht warnen, und als dieser beim Heuboden anlangte, war das Tuch leer.

In der Nacht, da er dies zum ersten Mal träumte, wurde in Saint-Germain-en-Laye ein Friedensvertrag unterzeichnet, in dem die Siegermächte des Großen Krieges, allen voran Frankreich, um das untergegangene österreichisch-ungarische Kaiserreich zu bestrafen, Südtirol dem Königreich Italien zuschlugen. Zum großen Erstaunen dieses Landes, denn Trento und Trieste zu befreien, ja, davon war immer die Rede gewesen, nicht aber Bolzano – und erst recht nicht Bozen. Und das war nicht verwunderlich: Die Südtiroler waren deutschsprachig und fühlten sich so vollkommen heimisch in der österreichischen Donaumonarchie, dass sie nicht danach verlangten, von irgendjemandem befreit zu werden. Dennoch wurde Italien, nach einem ge-

wiss nicht auf dem Felde errungenen Sieg, mit diesem Zipfel der Alpen als unerwarteter Kriegsbeute belohnt.

Und in derselben Nacht starben auch seine Eltern. Beide wurden sie im Abstand von drei Stunden von der Spanischen Grippe hinweggerafft. Am Morgen darauf fand Hermann sich als Waisenkind wieder, ganz ähnlich wie seine Heimat Südtirol, das sein Mutterland Österreich verlor.

Nach dem Tod der Eltern erbt der Erstgeborene, Hans, den alten Hof. Der Besitz bestand aus einem Haus mit einer vom Rauch eingeschwärzten Stube, einem von Holzwürmern zernagten Stall mit Heuboden, einer Wiese am Steilhang, auf der man beim Mähen das Gewicht jeweils nur auf einen Fuß verlagern konnte, und einem Acker, der derart steil abfiel, dass man nach längerem Regen die Erde, die das Wasser zu Tal gespült hatte, in großen Tragekörben aus geflochtenem Bast wieder hinauftransportieren musste. Und Hans durfte sich noch glücklich schätzen, ein solches Erbe antreten zu dürfen.

Die drei älteren Schwestern sahen zu, dass sie rasch einen Bräutigam fanden, um wenigstens unter einem Dach zu schlafen, das sie ihr eigenes nennen konnten. Und Hermann, dem Jüngsten, blieb nichts anderes übrig, als sich als Knecht zu verdingen, auf den reicheren Höfen mit den flacheren Hängen, auf denen man beim Mähen beide Beine belasten konnte und die Erde auf den Feldern auch nach einem mächtigen Wolkenbruch blieb, wo sie war, und nicht zu Tal rutschte. Da war er elf Jahre alt.

Bis zu seinem zwanzigsten Lebensjahr passierte es ihm jede Nacht, dass er, der nie länger als einen halben Tag von seiner Mutter getrennt gewesen war, aus Angst und Einsamkeit sein Bett einnässte. Von seinem gefrorenen Urin wie von einem Leichentuch umhüllt, wachte Hermann im Winter dann auf irgendeinem der zugigen Speicher auf, wo die Bauern Knechte

wie ihn übernachten ließen. Wenn er sich von seinem Strohlager erhob, zerbarst dieses dünne Futteral mit einem leisen Knistern.

Es war der Klang seiner Einsamkeit und seiner Scham, des Verlustes und des Heimwehs.

Wenn man in östliche Richtung fliegt, soll der Jetlag noch schlimmer sein, sagen alle. Wer sich gegen die Sonne wendet, den bestraft sie, indem sie ihn um den Schlaf bringt. Eigentlich kann ich es mir nicht leisten, so meinen Schlaf zu vergeuden.

In München hat mich Carlo am Flughafen abgeholt, was ich meiner Mutter niemals erzählen würde, denn ich weiß, dass sie ihn nicht mag, ihn nie gemocht hat. Vielleicht weil er sie damals, als ich ihn ihr vorstellte, nicht hofiert hat, nicht die Spur, nur höflich war er. Allerdings ist er Ingenieur, das darf man nicht vergessen, ein Mann, zu dessen Beruf es gehört, die Dinge wörtlich zu nehmen, sonst würden die Brücken und Viadukte, die er baut, nicht lange stehen. Meiner Mutter schönzutun wäre ihm wie eine Respektlosigkeit mir gegenüber vorgekommen. Wie wenig er doch verstanden hat. Von mir – und von ihr ganz zu schweigen.

Es liegt nun zehn Jahre zurück, dass ich Carlo meiner Mutter vorstellte. Wir wollten sie das lange Wochenende über Allerheiligen besuchen, und sie empfing uns auf dem Hof meiner Patin Ruthi. Wie im Prospekt eines Einrichtungshauses saß sie da in der mit Tannenholz getäfelten Stube. In ihrer mit Spitzen besetzten Bluse und der Baumwolljacke mit Hornknöpfen sah sie so durch und durch tirolerisch aus, dass es nur noch von einem Dirndl zu übertreffen gewesen wäre. Vielleicht war es ihr wichtig, sich Carlo in dieser bäuerlich pittoresken Atmosphäre zu präsentieren, fast so, als wolle sie ihre Identität inszenieren. Obwohl sie in Wahrheit nie eine Bäuerin war.

Carlo plauderte mit ihr, erkundigte sich nach ihrem Gesundheitszustand, hielt ihr die Tür auf, als wir auf den Hof traten, um uns zu verabschieden. Aber kein einziges Mal hat er ihr lachend in die Augen geschaut, kein einziges Mal ihr gesagt, dass ihm bei ihrem Anblick nun endlich klar werde, woher meine Schönheit stamme. Aber vor allen Dingen hatte er keine Lust, mit ihr *Watten* zu spielen. Und das hat meine Mutter ihm wohl nie verziehen. Carlo entschuldigte sich damit, dass er die Regeln dieses Kartenspiels nicht kenne. Die Regeln! Nein, er hatte wirklich gar nichts verstanden.

Deshalb nehme ich ihn nun nicht mehr mit, wenn ich sie besuche: Sie mag Carlo eben nicht, und das hat nichts damit zu tun, dass er verheiratet ist und drei Kinder hat, die ich nie kennengelernt habe; und auch nicht damit, dass er in den elf Jahren, die wir jetzt zusammen sind, nie die Möglichkeit erwähnt hat, sich von seiner Frau scheiden zu lassen.

Das sind nicht die Dinge, auf die es meiner Mutter ankommt.

Ich trat durch die Glastür der Ankunftshalle für internationale Flüge, an meiner Seite ein vielleicht fünfzigjähriger Mann, der meinen Gepäckwagen schob: Jack Radcliffe aus Bridgeport, Connecticut, Manager in einem Unternehmen für landwirtschaftliche Maschinen, zu Gast in München anlässlich einer Fachmesse seiner Branche. Groß gewachsen, grau meliertes Haar, tadelloser blauer Anzug. Ich selbst war nach den neun Stunden Flug immer noch so gekleidet und geschminkt, wie ich mich für die Vernissage in New York, von der ich zurückkam, zurechtgemacht hatte: Donna-Karan-Kostüm aus pistaziengrünem Jersey, Tropfenohrringe und Ballerinas an den Füßen. Wir bildeten sicherlich kein unansehnliches Paar. Getrübt wurde dieses Bild nur durch den glasigen Blick des Amerikaners und seine veilchenblaue Nase: Der Getränkeservice im Flugzeug hatte ganz

seinen Vorstellungen entsprochen. Als Carlo ihn an meiner Seite erblickte, hob er seine schönen dunklen Augen zum Himmel, als rufe er ihn zum Zeugen an für die Geduld, die von einem Mann verlangt wird, der mit einer Frau wie mir zusammen ist.

Bei dem Amerikaner dauerte es dagegen eine ganze Weile, bis er begriffen hatte, dass dieser Fremde, der dort stand, mich abholen wollte. Vielleicht hätte ich vorher doch etwas davon erwähnen sollen. Jedenfalls war sein Lächeln urplötzlich verfliegen. Es war ihm anzusehen, wie die Illusionen, die er sich hinsichtlich meiner Person gemacht hatte, dahinschmolzen wie Eis in einem zu lange in der Hand gehaltenen Whiskyglas. Sein Blick wurde noch glasiger, fast tränenfeucht, während er Carlo anstarrte, der ihm seinerseits jetzt ohne eine Spur von Überraschung oder Verlegenheit die Hand schüttelte, sich für die Umstände mit meinen Koffern bedankte und mich dann von ihm wegfegte, mit einer schwungvollen Drehung seiner breiten Schultern, die mir immer noch so gut gefallen.

Während ich in seinem Arm davonging, drehte ich mich noch einmal zu dem Amerikaner um, schenkte ihm ein aufmunterndes Lächeln, wedelte mit den Fingern einer Hand und zwitscherte:

»See you later, Jack!«

Völlig verdattert stand Jack Radcliffe aus Bridgeport, Connecticut, mit seinem Kofferkuli im Foyer der Ankunftshalle, aus dem Tritt gebracht mehr noch durch die Fassungslosigkeit als durch die Enttäuschung.

»Der Ärmste ...«, brummte Carlo, während er mir einen Kuss auf die Haare gab. Kein Vorwurf, nur eine Feststellung.

»Nein, wieso, ein netter Herr ...«

»Evas nette Herren«, seufzte Carlo. »Eine ganz spezielle Kategorie ...«

»Er war wirklich nett. Ich durfte mich den ganzen Flug über an seiner Schulter ausruhen.«

»Und wie hat er sich beschäftigt die neun Stunden über, mit deiner süßen Last am Leib?«

»Er hat mir die Decke aufgehoben, wenn sie runtergefallen war, und mir bei ein paar hochprozentigen Drinks von seiner unglücklichen Ehe erzählt.«

»Ach, stimmt, die genaue Bezeichnung der Kategorie lautet: ›Die netten Herren, die Eva von ihren unglücklichen Ehen berichten.«

Carlo hat mich fest gedrückt, liebevoll, männlich, von dem unschönen Gedanken, selbst auch zu dieser niederen Kategorie zu zählen, noch nicht einmal gestreift. Und natürlich gehört er auch nicht dazu, ganz und gar nicht. Von seiner Ehe erzählt mir Carlo gar nichts und gibt mir so auch nie die Gelegenheit zu beurteilen, wie glücklich oder unglücklich sie ist. Nicht dass mich das interessieren würde, nebenbei bemerkt.

Er hat den Gepäckwagen zu seinem Auto geschoben und meine Sachen eingeladen, ein dreiteiliges Kofferset, dunkelblau, frisch in New York gekauft: Trolley, Reisetasche und Beauty-case, schon beeindruckend, wie durchdacht die Fächer aufgeteilt sind. Meiner Mutter würde das Set gefallen. Tatsächlich habe ich beim Kauf auch gedacht: Das ist eine Farbe, die ihr besser steht als mir, vielleicht bringe ich ihr die Teile übermorgen zum Osterfestessen mit. So stand ich also da, mit der Notebooktasche über der Schulter – die gebe ich nie aus der Hand, an niemanden – und sah Carlo zu.

Ich mag es, wenn ein Mann für mich körperliche Arbeit verrichtet, die Muskelkraft erfordert. Koffer anheben und in den Wagen wuchten zum Beispiel. Ich genoss den Moment und wandte schließlich den Blick von Carlo ab, damit er nicht dachte, ich wolle ihm Beine machen. Auf dem Gehweg kam mir ein Mann entgegen, der auf ein Taxi zuhielt, ein wenig jünger als ich, in einem neuen stahlgrauen Nadelstreifenanzug, dem Hand-

koffer nach ein Geschäftsmann, der zu einem Termin flog. Ein Deutscher, aber nicht aus Bayern, eher aus Norddeutschland, Hamburg vielleicht oder Hannover. Als sich unsere Blicke kreuzten, weiteten sich seine Pupillen, und sein Gesicht verzog sich zu der Miene, die ich lange schon von Männern kenne, denen ich in die Augen schaue, jener unverwechselbaren Mischung aus Gier und Sehnsucht. Das Verlangen lässt sie kühn werden, aber auch verwundbar, und macht mich zur Hüterin eines Geheimnisses. Jedenfalls wird ihre Mutter diesen Blick noch nie bei ihnen gesehen haben – das ist zumindest zu hoffen.

Mit einem dumpfen Schlag knallte Carlo den Kofferraum zu und setzte sich dann ans Steuer. Ich öffnete die Beifahrertür, und während ich Platz nahm und die Beine übereinanderschlug, hob ich wieder den Blick zu dem Geschäftsmann aus Hamburg oder Hannover, der nun gerade an mir vorüberging. Angelächelt habe ich ihn nicht, aber ein klein wenig mit den Augen gezwinkert, wie man es von dreizehnjährigen Models kennt, wenn sie ihren Blick eindringlicher wirken lassen wollen. Dann zog ich die Tür zu, und Carlo ließ den Motor an.

Ich bin nicht schön. Attraktiv schon, aber nichts Besonderes, und blonde Frauen, die ein wenig größer sind als der Durchschnitt, gibt es zuhauf.

Und jung bin ich auch nicht mehr. Wenn ich mich so umschaue, sehe ich sehr viele junge, attraktive Mädchen, deren Mutter ich sein könnte, mit knackigeren Körpern, glatteren Gesichtern und einer Ausstrahlung von Unschuld, die Wünsche weckt. Und doch schauen mir die Männer immer noch nach. Meine Mutter hat mir ihre Gesichtszüge vermacht, aber nur in einer oberflächlichen Version. Ihre hohen Wangenknochen, wie die einer russischen Adligen, sehen bei mir etwas gröber aus. Ihre vollen Lippen wirken bei ihr elegant, bei mir strahlen sie

etwas Bäuerisches aus, etwas von frisch gemolkener Milch, Butter aus dem Fass. Ich habe ebenso schlanke Beine und volle Brüste wie sie, ihre Figur einer Nordeuropäerin, aber die Haltung – kein Vergleich. Gerda Huber hat ihr ganzes Leben an Herd und Schneidbrettern zugebracht, während ich Armani trage und mondäne Events organisiere. Und dennoch: Wer von uns beiden wie eine Königin wirkt, das ist sie.

Zwischen dem Münchner Flughafen und meinem Zuhause liegen drei Stunden Autofahrt und zwei Grenzen. Als junges Mädchen fand ich sie aufregend, diese doppelte Grenze gleich hinter der Haustür, denn so fühlte ich mich der weiten Welt, dem Neuen und Unbekannten nahe. Das war noch zu einer Zeit, als Schengen nicht mehr als ein Städtchen in Luxemburg war, von dem kaum jemand gehört hatte, und die europäischen Grenzen noch von Schlagbäumen und uniformierten Beamten mit strengen Mienen gesichert wurden, von Leuten, die keinen Spaß verstanden und einen zurückschicken oder gar festnehmen konnten. Der Brennerpass als Grenzstation passte da gut ins Bild: düster, bedrückend, mit einem höhlenartigen Bahnhof wie aus einem Agententhriller. Heute sind die Gefühle jener Zeit längst vergessen. Wenn man jetzt das enge Tor passiert, das Nordeuropa von Italien trennt, werden noch nicht einmal die Wagenpapiere kontrolliert.

Na ja, fast vergessen ... Nach Sterzing/Vipiteno, kurz vor Franzensfeste/Forzezza ist Carlo an der Autobahnraststätte/*Autogrill* rausgefahren, und wir haben ein belegtes Brötchen/*panino* gegessen. Als wir dann später die Autobahn/*autostrada* verließen, haben wir an der Mautstelle/*casello* bezahlen müssen. Das Ganze in seinem Volvo, der aus Schweden kommt, sodass hier zum Glück nichts zu übersetzen ist, weder ins Italienische noch ins Deutsche. Herzlich willkommen in Südtirol/*Alto Adige*, dem Reich der Zweisprachigkeit.

Hinter der Autobahn öffnete sich uns ein weites, helles Tal, das sogar jetzt noch freundlich wirkt, obwohl das erste Tauwetter die der Sonne zugewandten Bergrücken hat schlammig werden lassen und die noch verschneiten Almen bereits braune Flecken aufweisen. Auf den Hängen ringsum bilden Lärchen, Tannen und Birken dichte Wälder. Diese undurchdringliche Natur rahmt die von Arbeit geprägte Zivilisation gleichsam ein – die Höfe inmitten der weiten Wiesen und Weiden, die Brücken über den noch reißenden Fluss, die Kirchen mit den Zwiebeltürmen. Dies ist das Tal, in dem ich zur Welt gekommen bin.

Carlo hat mich nach Hause gefahren. Wir haben miteinander geschlafen, auf die übliche Weise, mit den üblichen Abläufen. Elf Jahre Geheimniskrämerei haben den Vorteil, dass sich die Sexualität zwar wie in einer Ehe in eingespielten, vertrauten Bahnen bewegt, aber nicht zu einem selbstverständlichen Anspruch oder einer Pflicht entwickelt hat. Eben diese Mischung aus Gewohnheit und Unberechenbarkeit ist es, die mir entgegenkommt. Danach glätten sich die beiden waagerechten Linien zwischen Carlos Augenbrauen, nehmen weniger Schatten auf. Zum ersten Mal aufgefallen ist mir das schon vor elf Jahren, auf eben diesem Bett, und seitdem sehe ich es jedes Mal. Das ist genau die Macht, die ich über ihn habe, denke ich dann: Ich bin die Frau, die seine Stirn glättet, seine persönliche Faltencreme. Eigentlich ein tröstlicher Gedanke, denn je älter er wird, desto mehr wird er mich brauchen.

Einander im Arm haltend, haben wir unter den Leintüchern gelegen. Weiß sind sie: Ich könnte es nicht ertragen, dass Farben meinen Schlaf stören, der ohnehin schon viel zu selten kommt. Carlo hat sich auf die Seite gedreht, mich von hinten mit seinem ganzen Leib umfasst und an meinen Haaren geschnuppert.

»Weißt du was?«, sagte er. »Du bist zu viel unterwegs.«

Ich habe gelächelt. Wenn er damit anfängt, weiß ich wieder, wie viel ihm an uns liegt. Als das Telefon klingelte, umfasste er mich noch enger. Geh nicht ran, sagten seine Arme. Ich bin nicht rangegangen, und der Anrufbeantworter der Telecom ist angesprungen.

»*Risponde la segreteria telefonica ...*«, verkündete das Gerät auf Italienisch.

Eine junge, aufgeregte Stimme mit starkem römischem Akzent war zu hören.

»Jetzt, gleich geht sie ran, pass auf ...«

Doch ungerührt fuhr der Anrufbeantworter, nun auf Deutsch fort:

»Hier spricht der Anrufbeantworter der Nummer null vier sieben vier ...«

»Was ist das denn? Deutsch?«, hörte man eine zweite Stimme, ein wenig heiser, zwischen hohen und tiefen Tönen schwankend: vierzehn, fünfzehn Jahre, allerhöchstens. Wenn nicht noch jünger.

»Mann, wie lange dauert das denn?«

»... Hinterlassen Sie bitte eine Nachricht nach dem Signal.«

Nun begannen die beiden Burschen zu feixen, und die erste Stimme brüllte in den Hörer:

»*Crucchi, cruciali ...*«

»*Actùn, cartoffen, capùt ...!*«, stimmte nun auch der andere ein, bevor er plötzlich abbrach, weil er vor Lachen nicht mehr konnte. Mein Rücken eng an Carlos Bauch, seine Arme um meine Brust geschlungen, lagen wir da und hörten reglos zu.

»Haut doch ab nach Deutschland!«, rief der Erste noch mal, dann legten sie auf.

»Immer noch!«, stöhnte ich. »Hört das denn nie auf?«

Es gibt da eine Szene in den Fernsehserien, die sich meine Mutter täglich nach dem Mittagessen anschaut. Man sieht sie immer wieder. Da steht der verheiratete Mann vor dem Bett, in dem seine Geliebte halb nackt liegt, und bindet sich die Krawatte, gibt ihr einen Kuss auf die Stirn und verlässt das Zimmer, während sie auf dem zerkrumelten Lager zurückbleibt und mit traurigem Blick auf die Tür starrt, die sich hinter ihm geschlossen hat. Häufig umklammert sie dabei ihre Beine und legt das Kinn auf die Knie, wobei das Leintuch aber immer sittsam ihre Blößen bedeckt. Kein einziges Mal in den elf Jahren ist es mir mit Carlo so ergangen. Auch wenn er in Eile ist, nimmt er sich, bevor er geht, immer die Zeit, vom Bett aufs Sofa überzuwechseln oder auch in die Küche oder auf den Balkon, an einen Ort also, der nicht jener unserer Lust ist, um auch mir Gelegenheit zu geben, mich anzukleiden oder mir zumindest einen Morgenmantel überzuwerfen. Um noch gemeinsam einen Kaffee zu trinken, ein wenig zu plaudern, miteinander zu lachen.

Dieses Mal hat er mir beim Auspacken geholfen. Und die Kataloge der Ausstellungen, die ich in New York besuchte, haben wir auch noch gemeinsam durchgeschaut. Von Gerhard Richter im MoMA. Von einem jungen koreanischen Künstler in einer Galerie in Chelsea, der mit zweiundzwanzig seine Gemälde bereits an die Milliardäre der East Side verkauft. Von einer Ausstellung zur Holzschnitzkunst des Volkes der Dogon. Afrikanische Statuen sehe ich häufig in den Häusern meiner Kunden, nicht selten restaurierte Schlösser im Familienbesitz mit geschickten Ergänzungen aus Glas und Stahl: Die reichen Südtiroler haben viel übrig für Ethnokunst, sie gibt ihnen das Gefühl, Weltbürger zu sein.

Bevor er geht, sagt Carlo zu mir: »Wenn es dir recht ist, könnte ich nach Ostermontag noch mal drinnen kommen.«

»Ja, das wäre schön«, antworte ich.



Francesca Melandri

Eva schläft

Gebundenes Buch mit Schutzumschlag, 448 Seiten, 13,5 x 21,5 cm
ISBN: 978-3-89667-435-7

Blessing

Erscheinungstermin: Februar 2011

Der Roman einer Provinz ohne Vaterland und eines Mädchens ohne Vater

„Nur einmal in ihrem Leben konnte sich meine Mutter Gerda der Liebe eines Mannes gewiss sein, und ich der eines Vaters. All die anderen kamen und gingen wie ein Wolkenbruch im Sommer: Wir haben uns schlammige Schuhe geholt, aber die Wiesen sind trocken geblieben. Mit Vito hingegen war es etwas anderes. Das war echt. Für sie und für mich war seine Gegenwart wie ein langer Regen im Juni, der das Gras wachsen lässt und die Quellen speist. Und doch hat uns, danach und für immer, die Trockenheit nicht verschont.“

Eva ist Anfang vierzig, als sie einen Anruf von dem Mann erhält, der in ihrer Kindheit eine Zeit lang die Rolle des Vaters einnahm, bevor er scheinbar für immer verschwand: Vito Anania. Er liegt im Sterben, und noch einmal möchte er Eva sehen. Sie tritt die Zugreise von Südtirol quer durch Italien in den äußersten Süden an. In ihrer Vorstellung entfaltet sich noch einmal ihre ganze Kindheit in Südtirol: Sie wuchs im Schatten der politischen Verwerfungen einer Region auf, die drei Jahrzehnte lang der Spielball bedrohlicher Allianzen war, bevor sie endlich den Aufbruch in die Autonomie wagte. Doch noch stärker wurde Evas Kindheit geprägt von der Liebe ihrer Mutter, der im Leben nichts geschenkt wurde.